

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 12 (1936-1937)
Heft: 6

Artikel: Ruth
Autor: Wettler, Lydia
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066208>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ruth

Erzählung von Lydia Wettler

**Illustration von
W. Gessner**

Vom St. Petersturm herab rollten die Schläge der Mitternachtsstunde den stillen Rennweg hinunter und machten sich an der untern Bahnhofstrasse breit und bemerkbar.

Doktor Walter Ott, der vom guten Wallisersauser, der eben im Stadium war, leicht angeheiterter in Begleitung seines Freundes Hans Meili aus dem «Gotthard» kam, hörte die Töne und stimmte in Erinnerung an seine Studienzeit das altbekannte Lied: «Nachts um die zwölften Stunde» an. Mitten in der Strophe brach er ab, denn eigentlich war es ihm gar nicht ums Singen. Viel eher wäre er zu irgendeiner kleinen Bosheit aufgelegt gewesen, das hätte seiner momentanen Stimmung besser entsprochen. Er war sonst ein stiller, anständiger Bürger, nur wenn er, wie eben, ein Glas über den Durst getrunken hatte, konnte er in seiner Spottlust oft verletzend sein. So kam ihm ein junges Pärchen eben recht, das Arm in Arm aus den Linthescher-Anlagen heraustrat. Die grosse Bogen-

lampe über der Bahnhofstrasse beleuchtete fast taghell die Dame und ihren Begleiter. Irgend etwas am modernen Kleide des jungen Mädchens diente dem angeheiternten Akademiker als Zielscheibe für seinen Spott; er lachte dröhrend auf, stiess seinen Begleiter an, und dann machte er gedankenlos jene leichtsinnige Bemerkung, die die Ursache war, dass sein ganzes weiteres Leben plötzlich ärmer, anders, neu und ungeahnt wurde.

Ohne sich weiter um das Pärchen zu kümmern, schwenkten die beiden Freunde an der nächsten Ecke ab und verschwanden in einem jener kleinen Häuschen, die für Männer die ganze Nacht geöffnet sind. Nach wenigen Minuten kehrten sie auf die Strasse zurück und plauderten unbekümmert über irgend etwas. Dr. Ott, durch den Sausergenuss erhitzt, hatte den weichen Filzhut aus der Stirn geschoben. Im roten, heissen Gesicht glänzten die Gläser seines Kneifers vom Lichte der nahen Laterne. Doch nur einen Augenblick war das glitzernde Leuchten zu sehen; ein Stockhieb, auf den Kopf gezielt, schlug die Brille klirrend in viele kleine Scherben und Splitterchen. Mit einem leisen Aufschrei griff sich Dr. Ott

ins Gesicht. Ein stechender Schmerz quälte ihn im Auge; er konnte nichts mehr sehen, so sehr er sich anstrengte.

Rasch und unbekümmert entfernte sich der junge Begleiter der Frau, der auf ungeahnt furchtbare Weise die Ehre seiner Dame verteidigen zu müssen glaubte.

Hans Meili fasste den leise Stöhnen-den am Arm: «Was ist passiert, Walter, bist du verletzt?» frug er, Schlimmes ahnend.

Walter Ott war plötzlich nüchtern und ganz klar. «Ich sehe rein nichts mehr und blute wohl an dem gesunden Auge. Führe mich, bitte, zum nächsten Augenarzt. Es wohnt einer hier ganz in der Nähe.»

* * *

Am andern Morgen lag der Verunglückte im Augenspital. Die Glassplitter, die ins Auge gedrungen waren, konnten entfernt werden; aber der Arzt befürchtete, die Verletzung könnte sehr schlimm sein.

Wer die kleine Schublade des weissen Nachttisches am Bette des Patienten öffnete, dem blickte in ruhig freundlichem Ausdruck das braune Glasauge entgegen, das Dr. Ott sonst in seiner rechten Augenhöhle trug. Als kleiner Knabe war er von einem Baume gestürzt, gerade in die Zinken eines spitzen Gartengerätes hinein. Dabei hatte er schon mit zehn Jahren eines seiner gesunden, hübschen braunen Augen verloren.

Hans Meili besuchte den Patienten jeden Tag. Er hatte alles für ihn geordnet. Der Fabrik, in der Dr. Ott Chefingenieur war, hatte er den Unfall gleich am nächsten Tage mitgeteilt, ebenso der Haushälterin, die dem Junggesellen seinen kleinen, eleganten Haushalt führte.

«Weisst du, Walter», brach er eines Tages heftig los, «man müsste diesen traurigen Kerl, diesen gemeinen Lümmel, diesen gewissenlosen Stockhelden durch die Polizei suchen lassen und ihn für dein Unglück verantwortlich machen!»

«Wieso verantwortlich machen, Hans? Ich bin doch ganz allein schuld an dem

Unfall. Was gehen mich anderer Männer Frauen an?», entgegnete aus seiner Dunkelheit heraus der Patient.

«So einer ist aber doch ein ganz niederträchtiger Raufbold, der auf einen lustigen, harmlosen Witz gleich mit Stockschlägen auf den Kopf reagiert», ereiferte sich der Besucher.

«Gerade auf den Kopf zu zielen, wäre allerdings nicht nötig gewesen, gewiss, ob aber die Bemerkung harmlos gewesen ist, wissen wir beide nicht mehr. Gut ist nur, dass der Mann die Folgen seiner Revanche nicht kennt, es müsste furchtbar für ihn sein, zu wissen, dass er einen Einäugigen zum Blinden gemacht hat.» Leise und gequält klangen die letzten Worte.

«Ach, so schlimm ist ja die Sache natürlich doch nicht! Dein Auge wird bestimmt wieder geheilt werden, und dann hast du mit den ausgestandenen Schmerzen eine bittere Lehre durchgemacht», schwächte nun seinerseits Hans Meili die ahnungsschweren Worte des Freundes ab.

Dr. Ott musste nach ärztlicher Verordnung ganz still liegen. Schon dieser Umstand allein war für den lebensfrohen, kerngesunden Dreissiger eine harte Prüfung. Die tiefe Finsternis, die den Sonnen- und Farbenfreund mit ihrer Undurchdringlichkeit umgab, stellte seine Geduld auf eine fast ans Unmögliche grenzende Probe. Schon oft hatte er versucht, den Verband ein klein wenig zu heben. Aber es nützte ihm nichts. Die Schwester, die sonst nett und freundlich zu ihm war, tadelte seine Ungeduld heftig.

«Herr Doktor, wenn Sie so unvernünftig sind, schaden Sie sich ja nur selber! Ihr wundes Auge verträgt noch keinen Lichtschimmer.»

«Schwester», bettelte er dann, «sagen Sie mir doch ganz offen — ich bin ja ein starker Mann, der die Wahrheit verträgt — hofft der Professor wirklich, mir das Auge erhalten zu können?»

«Herr Doktor, wir hoffen immer auf Besserung, solang wir nicht ganz fest vom Gegenteil überzeugt sind. Quälen Sie sich doch nicht mit Zweifeln!» Und ablenkend fügte sie freundlich hinzu: «Soll ich Ihnen die Postsachen lesen? Ich habe eben Zeit.»

In den ersten Tagen nach seinem Unfall hoffte Dr. Ott, bald aus der Klinik entlassen zu werden. Dann kamen langsam Zweifel an seiner Genesung und schliesslich, in den langen, schlaflosen Nächten, Angst und Verzweiflung.

Täglich besuchten ihn Freunde und Bekannte. Angehörige hatte er keine mehr. Das Telephon auf seinem Nachttisch schreckte ihn oft erbarmungsvoll aus seinem Brüten auf. In den ersten Tagen wurde er oft von der Fabrik aus angerufen; nach und nach kam es aber immer seltener vor. «Kein Mensch ist unersetzlich», dachte der allzeit Tätige bitter.

Hans Meili frug nie wie andere Besucher: «Und — wie geht es dir heute, Walter?» Er wusste nun, dass der Augenarzt bereits alle Hoffnung aufgegeben hatte, das Augenlicht seines Freundes retten zu können. Da gab es keine Hilfe mehr. Bald konnte der Verband durch eine schwarze Brille ersetzt werden.

Dr. Ott durfte seit einigen Tagen am Arme der Schwester im Garten spazieren. Aber das Tasten im Dunkeln war eine unendliche Qual für ihn.

«Schwester, das werde ich bestimmt nicht lang aushalten, dieses Gebundensein an mitleidige Bekannte oder an bezahlte Begleiter!» Er war hellhörig geworden. Er merkte, dass der Protest auf seine Anspielungen immer schwächer wurde und schloss daraus, dass es schlimm um sein Augenlicht bestellt sein müsse.

In seinem Krankenzimmer fand er sich schon ganz gut allein zurecht; oft nahm er einen Stuhl und setzte sich draussen auf seinem Balkon in die warme Herbstsonne. Bilder aus seiner Kinder- und Jugendzeit stiegen vor ihm auf. Er sah sein Elternhaus mitten im grossen Obstgarten vor sich, seinen Vater, wie er mit dem kleinen Einspanner auf seine Land-

praxis fuhr und seine gute, kleine Mutter, die so sehr um ihren Einzigsten besorgt war. Heimweh, wie er es nie im Leben gekannt hatte, kam über den grossen, starken Mann. Seine Gedanken weilten oft und gerne bei seiner Studienzeit, wo er als junger, fröhlicher Student drüben im nahen Polytechnikum ein- und ausgegangen. Dann sah er im Geist ein hübsches, schlankes Mädchen, seine erste und einzige grosse Liebe, in sorgloser Jugend und Schönheit vor sich, Ruth Stünzi, die Tochter einer alten, guten Zürcherfamilie, etwas zu konservativ und an Traditionen verhaftet, nach der Meinung des flotten Studiosus. Walter und Ruth liebten sich sehr und verstanden sich ausgezeichnet bis auf einen Punkt, der dann auch schliesslich zur Trennung des jungen Paars führte. Die stolze Ruth war nie dazu zu bewegen, an einen fröhlichen «Stamm» im Verbindungslokal oder an eine lustige, nächtliche Bummelei zu kommen, wie es andere junge Mädchen taten. Nach einer solchen Absage hatte er ihr einmal erklärt:

«Mit meiner Grossmutter würdest du dich ausgezeichnet verstehen, Ruthlein! Du würdest ihr sogar eine bessere Meinung über die heutige Jugend abgewinnen. Sie behauptet nämlich, der deutsche Wortschatz sei ärmer geworden: Das Wort und der Begriff „züchtige Jungfrau“ sei total verloren gegangen. Du aber bist der beste Beweis, dass Wort und Begriff noch lebendig sind.»

Später, als er das empfindsame Mädchen durch eine unfreine Bemerkung unversöhnlich beleidigt hatte, nannte er seine Jugendfreundin bei sich und seinen Freunden voll Ingrimm «Jungfer Züchtig». Sich selber uneingestanden aber war doch sie und ihr ganzes Wesen das Ideal, das er sich auch in späteren Jahren von der echten Frau machte. Kein Mädchen ist ihm nachher so nah gestanden, dass er seinetwillen das freie Leben als Junggeselle hätte aufgeben mögen.

Mitten in seine Erinnerungen hinein hörte er den raschen Schritt des treuen Freundes.

« Ich bringe dir einen Gruss von der Jungfer Züchtig. — Ich sah sie gestern in der Tonhalle an der Garderobe. Sie wünscht dir alles Gute. Ich hatte leider nicht lange Zeit, mit ihr zu plaudern, da meine Frau und ich mit Bekannten verabredet waren. — Sie ist, wenn möglich, noch hübscher geworden », fügte er hinzu, in der Annahme, sein Freund habe bestimmt Interesse für diese Tatsache.

« Ruth Stünzi — eben habe ich an sie gedacht. — Du hast ihr also gesagt, dass ich jetzt ein blinder Mann sei. — Sie hat mich damals oft gewarnt, ich solle nicht so wild und draufgängerisch sein, denn dadurch gefährde ich mein einziges Auge allzu sehr. Ich erinnere mich noch gut, wie meine Eitelkeit durch diese sicher wohlgemeinte Bemerkung verletzt wurde.

— Nun hat sie doch recht gehabt », fügte er resigniert hinzu. Nach einer Weile fuhr er fort: « Der Professor weiss schon gar nicht mehr recht, was er auf meine Fragen antworten soll. Ich merke ganz gut, dass er wie ihr alle, mich nur noch eine Zeitlang schonen wollt. Heute, als der Verband gewechselt wurde, habe ich mich angestrengt, irgendeinen kleinen Lichtfleck zu entdecken — es war überall dieselbe Nacht und Finsternis. — Der Professor sagte wohl, zu dieser Arbeit könne er kein Licht brauchen, aber der Hergottdonner gibt mir doch nicht an, dass er seinen ganzen Kram im Dunkeln findet. — Hans, ich fürchte, dass auch mein zweites Auge verloren ist! »

Hans Meili fand kaum mehr den Mut, den armen Freund mit leeren Hoffnungen hinzuhalten und zu trösten. In zwei oder drei Tagen konnte der Verband entfernt werden, dann kam ja doch die bittere, schreckliche Gewissheit.

« Weisst du, was ich tue, Hans? » brach es verzweifelt aus dem Blinden hervor. « Wenn ich entlassen werde, bringe ich zu Hause noch dies und das in Ordnung und lasse den Notar kommen, um über mein Vermögen zu bestimmen. — Und dann — wenn einmal eine recht tüchtige Regennacht kommt, in der man keinen Hund ins Freie schickt, so dass die

Strassen leer sind, telephoniere ich einem Auto und lasse mich zum Bürkliplatz führen. Dort warte ich, bis es am St. Peter, wie damals, Mitternacht schlägt. — Neben der Terrasse rechts ist eine ungeschützte Stelle, wo ein Blinder leicht in den See hinunter laufen kann — »

Er schwieg — zog den Atem tief ein und stiess ihn stöhnen mit einem Ruck wieder aus. Die Zähne verbissen sich in die Lippen, und seine unruhigen Hände rieben nervös an den Armstützen seines Stuhles.

Dem Freund an seiner Seite ließen die Tränen über die Wangen. Er konnte in dieser Stunde den Blinden nicht mehr täuschen. Mit herzlich kräftigem Druck umschloss er Walters Hände. Mit bewegter Stimme sagte er:

« So furchtbar schwer es mir wird, Walter, ich muss dir sagen, dass auch meine Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang nicht mehr so gross ist wie gleich nach dem Unfall. Immerhin haben wir noch keine Ursache, das Allerschlimmste zu befürchten. Die Brille, die du bis jetzt getragen hast, war doch, wenn ich nicht irre, mehr, um damit das künstliche Auge etwas zu verbergen. Wahrscheinlich wirst du in Zukunft ein spezielles Glas benötigen. Das wäre dann ja nicht so sehr schlimm. Für jeden Fall aber sei versichert, dass es meiner Frau und mir eine grosse, aufrichtige Freude wäre, wenn du zu uns übersiedeln wolltest. Wir können dir gut und gern zwei Zimmer in unserm grossen Haus überlassen. »

* * *

Dr. Ott hatte ein wenig geschlummert. Als er aufwachte, schnupperte er in die Luft; ihm war, als ob er einen feinen Duft von Frauenkleidern verspürte. Er merkte, dass jemand im Zimmer war. Unruhig hob er den Kopf:

« Sind Sie da, Schwester? »

Er hörte, wie ein Rohrstuhl knarrte, dass sich jemand erhob und auf ihn zukam. Kühle Finger legten sich auf seine Hände, und eine vertraute Stimme sagte:

« Grüss Gott, Walter! Meine Stimme

wird zwar etwas dunkler klingen als früher, aber du merkst sicher, dass sie die der Ruth Stünzi ist! »

Dr. Ott stand sofort auf; nach alt vertrauter, weltmännischer Art verneigte er sich, doch kein Laut kam über seine Lippen. Er spürte die beiden kühlen, schmalen Frauenhände, die seine Rechte umschlossen; doch ihm war, als ob nur diese beiden Frauenhände zu ihm, dem Blinden, gekommen seien, ihre Besitzerin aber weitfort, irgendwo in der Ferne, geblieben sei.

Ruth löste ihre Hände und sagte, um Zeit zu gewinnen:

« Ich hole mir jenen Stuhl dort und setze mich zu dir, und dann wollen wir gemütlich plaudern! »

Sie war in allen Tiefen ihrer Seele erschüttert und aufgewühlt darüber, dass sie den Mann, den sie immer noch liebte, so hilflos und demütig wiedersehen musste.

Aus dem aufgeschossenen, schlanken Studenten von damals war ein grosser, breitschultriger Mann geworden, mit dem interessanten Kopf, der sofort den Intellektuellen verriet.

Ruth hatte sich gefasst. Die schwarze Binde über den Augen des Patienten gab ihr irgendwie die Sicherheit wieder, die sie dem freien Blicke des Jugendfreundes gegenüber nicht so schnell gefunden hätte.

« Bist du schon lang vom Ausland zurück? Ich hörte, du habest einige Jahre in Amerika zugebracht? »

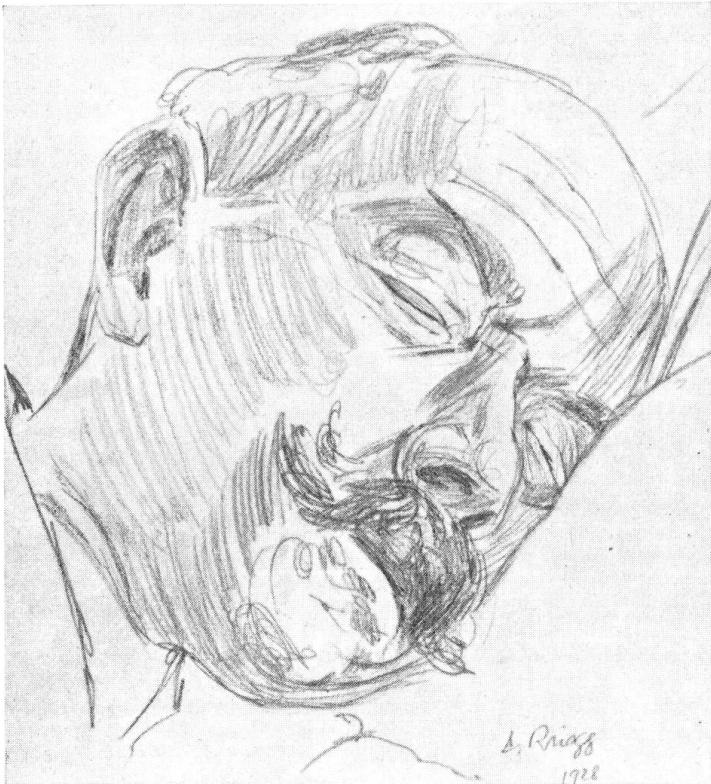
Am liebsten hätte Walter gebeten: « Sprich weiter, Ruthlein, mit deiner lieben, wohlklängenden Stimme. Lass mich dir zuhören, doch frag mich nicht, damit ich nicht zu reden brauche! » Aber er musste doch antworten und erzählte dann von seinem Aufenthalt in Boston und Paris, und dass er vor etwa einem Jahr in die Heimat zurückgekehrt sei!



Conrad Gessner

Reiter, sein Pferd im Wintersturm führend, 1804 (Kunsthaus Zürich)

Die Mitglieder der Zürcher Künstlergesellschaft in Zürich waren zu Beginn des letzten Jahrhunderts verpflichtet, jährlich ein Blatt für ein Sammelalbum zu stiften. Wir publizieren einige dieser reizvollen Zeichnungen. Hier ist die sechste.



Albert Rüegg

Bleistifizeichnung

« Du, Ruth, wirst inzwischen glückliche Gattin und Mutter geworden sein? » frug er und bangte doch vor der Antwort.

« O nein, mich wollte keiner! Ich bin das Faktotum meines Vaters », lachte die schöne, schlanke Frau.

Dann erhob sie sich und sagte, sich verabschiedend: « Wenn ich nicht störe, besuche ich dich gern öfter. Vielleicht darf ich dich zu einem Spaziergang abholen, morgen vormittag, wenn es dir passt. »

Sie kam in einem Auto, das sie mit ihrem blinden Begleiter vor die Stadt hinaus führte. Er spürte sofort, dass sie ihn damit den Blicken der Passanten entziehen wollte und war ihr sehr dankbar dafür. Ruth wählte einen stillen, einsamen Waldweg zu ihrem Spaziergang. Sie frug kein Wort über sein Unglück, obwohl sie dessen Hergang noch nicht kannte. Schweigend gingen sie ein Weilchen unter den Bäumen dahin. Unauffällig passte Ruth auf, dass der Blinde an keinen Stein

und keine Wurzel stiess. Ganz sicher ging er neben ihr her. Endlich sagte er aus seinen Gedanken heraus: « Ich habe nicht mehr zu hoffen gewagt, mit einer schönen Frau am Arm spazieren gehen zu dürfen. »

Plötzlich blieb er stehen, griff nach der Frauenhand auf seinem Arm und bat mit zuckendem Munde: « Ich danke dir von ganzem Herzen für diese Freude — aber dennoch, Ruth — du sollst nie mehr zu mir kommen! Sei mir nicht böse, aber sieh, ich halte die Einsamkeit viel besser aus, als deine grosse Barmherzigkeit! Zu wissen, wer du bist und wie du bist und hilflos und elend neben dir zu stehen, der Frau, die man geliebt hat und neben der keine andere Platz hatte im Herzen — Ruth, das ist tausendmal schlimmer als blind zu sein! »

« Walter », sagte sie weich, « komm, leg deine Hände auf meine Schultern, damit du in deiner Dunkelheit nicht gar so einsam dastehst. Warum weisest du mich von dir ? ! Lass mich doch bei dir sein, ich will dir meine Augen leihen! Ich bin gar nicht barmherzig, im Gegenteil, ich bin sehr egoistisch. Du ahnst ja gar nicht, wie ich damals um dich geweint habe, wie ich unter meiner Zimperlichkeit litt und doch die Empfindlichkeit nicht überwinden konnte. Jetzt aber, Walter, könnte meine Sehnsucht nach Liebe und Glück Erfüllung finden, jetzt, wo du eine Frau und einen Kameraden brauchst. — Merkst du nun, dass es nicht Mitleid ist, was mich zu dir zieht? — Ich dränge mich dir ja förmlich auf! » versuchte sie zu scherzen.

« Wie wohl tun mir deine Worte, du prachtvoller Mensch, du — aber siehst du denn nicht ein, dass ich deine Güte nicht annehmen kann und darf?! Ich bin doch kein Unmensch, der eine junge, schöne Frau an sich fesselt, weil er durch eigenes Verschulden hilflos und blind geworden ist! » — In scheuer Zärtlichkeit tastete er über ihre Schultern.

« Wie furchtbar hart du gegen dich und mich bist, mein armer, lieber Freund! » schalt Ruth leise und strich dem Manne,

der aus Grossmut sein Glück von sich wies, leise übers dunkle Haar.

Er nahm ihre Hand von seinem Haupte, küsst sie innig und bat: «Komm, lass uns umkehren, Ruth — und hab tausend Dank für deine Liebe — und verzeih, dass ich dir wehtun muss!»

In der Klinik bat Ruth, die Schwester möge doch Dr. Ott am Wagen holen. Sie wollte ihn jetzt nicht führen, wenn er tastend die Stufen hinaufstieg.

Als Walter oben in seinem Zimmer sass, stützte er den Kopf in die Hände und dachte in wildem Schmerz immer nur das eine: «Neben der Terrasse, rechts, dort am See — ist eine ungeschützte Stelle — wo ein Blinder leicht in den See hinauslaufen kann!»

* * *

Ruth hatte sich beim Professor der Augenklinik erkundigt, wann die Binde von Walters Augen entfernt und wie dann der Zustand des Patienten sein werde. Wohl hatte sie sich nach dem genauen Bericht Hans Meilis keine Illusionen gemacht; nun traf sie aber doch die Gewissheit, dass ihr Freund kein Fünklein Licht mehr sehen werde, furchtbar. Am nächsten Tage sollte der Verband durch eine dunkle Brille ersetzt werden. Leider aber wurde mit diesem Augenblick dem Patienten auch die letzte Hoffnung genommen.

Ruth trug im Arm einen grossen Strauss duftender Rosen. Mit einem stillen Leuchten in den Augen eilte sie mit elastischen Schritten die Treppe der Klinik hinauf. Sie bat den Arzt, dabei sein zu dürfen, wenn er die Binde entferne. Walter war durch den Professor auf die grosse Enttäuschung, die seiner harrte, vorbereitet worden. Ruth aber wollte bei dem Freunde sein im allerschwersten Augenblick seines Lebens. Sie war eine Stunde früher als der Arzt gekommen. Walter war sehr erfreut über ihren Besuch. Er vermochte aber seine Unruhe und Nervosität nicht ganz zu bemeistern; er hoffte, trotz der Diagnose des Arztes, dass ihm wenigstens ein Schimmer Helle

bliebe. Nun sollte ihm bald Gewissheit werden.

«Ich darf dich doch nachher nach Hause führen, nicht wahr, Walter?» frug Ruth. «Hier habe ich dir einen Strauss roter Rosen mitgebracht», sagte sie leise und bewegt. Und plötzlich kniete sie neben seinem Stuhle nieder, schmiegte ihren Kopf an seine Brust und bat mit Tränen in der Stimme: «Liebster, lass diese Rosen meine Brautgabe sein!»

Walter zuckte wie in grossem Schmerze zusammen, er stiess sie sanft von sich und er hob sich hastig — er machte einige unsichere Schritte, dann stöhnte er auf: «Ruth, warum tust du das? Mach es mir doch nicht so unsäglich schwer! Ich kann dein grosses Opfer nicht annehmen. Ich müsste ja ein Schurke sein, wenn ich dich an mich hilflosen Blinden ketten wollte. Du sollst glücklich werden, Ruth, und das Leben geniessen! Mich aber vergiss um meinetwillen!»

Ruth schluchzte auf, fasste sich aber rasch wieder, trat zu ihm hin und legte ihm ruhig und sanft die Arme um den Hals, und dann trat wieder das stille Leuchten in ihre Augen, als sie sagte: «Du, mein lieber, armer, stolzer, zweifach blinder Freund, du, nun muss ich dir sagen, dass ich immer und immer auf dich gewartet habe, weil ich nur mit dir glücklich werden kann! Aber du kannst ja nicht in meinen Augen lesen, wie lieb ich dich habe, du kannst meine Liebe auch nicht auf meinem Gesicht ertasten. Aber gib mir deine Hände, Walter, und lege sie hier auf meine Brust! Fühlst du nun, wie unruhig und stark mein heisses, dummes Herz schlägt?» Sie fasste seine beiden zuckenden Hände, presste sie auf ihre Brust und küsst den erschütterten, blassen Mann auf den Mund.

Nun mochte der Arzt kommen, er fand trotz der grossen Enttäuschung, die er seinem Patienten bereiten musste, einen glücklichen Mann vor.

So lag der dunkelste und der glücklichste Augenblick im Leben Walter Ott's in der selben, schweren, ernsten, grossen Stunde.